

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 24 (1944-1945)
Heft: 6

Rubrik: Politische Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Politische Rundschau

Zur Lage

Die militärische Entwicklung in West und Ost, und in folgerichtigem Zusammenhang damit die politische Entwicklung im Bereiche des europäischen Raumes, sind als der Ausdruck eine Machtlage anzusehen, die sich nach dem Gang der Dinge seit ungefähr zwei Jahren kaum anders gestalten konnte, als sie es getan hat. Die Frage war eigentlich einzig die, zu welchem Zeitpunkt der Fall eintreten würde, den wir heute vor uns sehen. Es ist nun wohl ganz zweifellos, daß man gerade in Deutschland, und zwar gewiß unterschiedslos in allen maßgebenden Kreisen, mit dem Gang dieser Entwicklung und der Zwangsläufigkeit ihres Charakters seit langer Zeit völlig vertraut war; die schwerwiegenden inneren Differenzen, deren Zeugen wir waren, sind und wohl noch sein werden, bezogen sich im wesentlichen auf den Maßstab der Beurteilung. Nun ist es klarerweise das Ziel aller Politik, und vor allem auch der Kriegführung, die ja stets als nur ein Bestandteil der allgemeinen Politik zu werten ist, den politischen Interessen des Volkes zu dienen, und damit an erster Stelle natürlich seiner Selbsterhaltung, — ein Grundsatz, den, wenn wir nicht irren, gerade Adolf Hitler einmal mit vollendeter Deutlichkeit ausgesprochen hat, und der im Grunde zu allen Zeiten und bei allen vernünftigen und verantwortungsbewußten Leuten stets eine Selbstverständlichkeit gewesen ist. Aus diesem lapidaren Grundsatz ergibt sich denn auch völlig klar und offensichtlich, daß eine Kriegführung sich niemals zu ihrem Selbstzweck verirren darf, sondern daß sie stets und eindeutig in den Interessen des Volkes nach seiner Erhaltung ihre Begrenzung finden muß. So mag denn die technische Gestaltung des Kriegführens dem militärischen Fachmann wohl Objekt zu manchen interessanten Betrachtungen sein; allein es ist politisch völlig unmöglich und widersinnig, ob solchen interessanten Betrachtungen die Relativität jeder Kriegführung und ihre letztlich restlose Abhängigkeit von dem politischen Erhaltungszweck übersehen zu wollen — und solches wäre denn auch höchstens eine Angelegenheit ausgesprochener politischer Wirrköpfe und reichlich deplazierter Phantasten.

Aus der Erwägung nun, daß nach der militärischen und politischen Gewichtslage eine siegreiche Beendigung des Krieges für das Deutsche Reich nunmehr ausgeschlossen erscheine, und daß somit dessen baldmögliche Beendigung anzustreben sei, waren von deutscher Seite aus schon gegen Ende des Jahres 1943 jene bekannten Friedensfühler über Schweden ausgestreckt worden. Diese hatten sich wohl dadurch insbesondere als fällig erwiesen, weil es sich ergeben hatte, daß mit einer Spaltung der alliierten Koalition in absehbarer Zeit nicht zu rechnen sei. Man weiß, daß jene Verhandlungen letzten Endes an der Formel der „bedingungslosen Kapitulation“ scheiterten. Allein es wird sich trotzdem und trotz der Starrheit dieser Formel heute in Deutschland doch wohl der eine oder andere fragen, ob nicht der damalige Abschluß, selbst unter diesen Bedingungen, der Entwicklung hätte vorgezogen werden müssen, wie sie

sich in den nun vergangenen neun Monaten ergeben hat und ergeben mußte. Zu solchen Bedenken mußte doch wohl letzten Endes die tragische und bittere, aber schließlich unvermeidliche Überlegung führen, daß am Ende ein der „bedingungslosen Kapitulation“ entsprechender Zustand ohne hin nicht zu vermeiden sein werde, wie er sich in der kommenden Besetzung des ganzen Landes zwangsläufig wird äußern müssen. Dafür wäre aber dann wenigstens der hemmungslosen Flut der Zerstörung Einhalt geboten worden — einer Zerstörung, die, in allen ihren Formen materiellen und personellen Charakters, die Substanz des Volkes in steigendem Maße anschlägt, verlegt und zerschlägt, und so eine Wiedererholung in der Zukunft am Ende überhaupt gefährdet. Demgegenüber mußte wohl die an sich bittere Frage, ob tatsächlich eine „bedingungslose Kapitulation“ zu vollziehen sei, deshalb an Gewicht verlieren, weil die Anerkennung dieser Formel ja ohne hin nichts weiter mehr als die formelle Bestätigung eines in Tat und Wahrheit bestehenden Zustandes bedeutete. Das war nun wohl mehr oder weniger die Überlegung, welche jene Generalität und die politischen Gruppen bewegte, die den Staatsstreich vom 20. Juli 1944 vorbereiteten und seinen Vollzug in Gang setzten. Die Tatsache, daß er sich in einem Attentat auf die höchste Stelle des Reiches einleitend äußerte, muß wohl als Beweis dafür genommen werden, daß der Nationalsozialismus restlos entschlossen ist, den Krieg auch in einer völlig ausweglosen Situation nicht abzugeben, die Opfer des Volkes vielmehr in das Ungemessene fortzusetzen. Dies auszusprechen bedeutet ja heute tatsächlich nicht mehr als die Feststellung einer immer klarer zu Tage tretenden Wirklichkeit.

Allein wir glauben gleichwohl nicht, daß mit solcher Feststellung die Entwicklung bereits bestimmt sei, wie sie sich nach dem Schlage vom 20. Juli 1944 vollziehen wird. Zwar hat der Nationalsozialismus unter dem schweren Eindruck jenes Ereignisses in der bei ihm gewohnten Weise schwer zugeschlagen; und doch konnte es ihm diesmal aus einem doppelten Grunde nicht gelingen, die schweren Auswirkungen dieses Tages in irgendwie wesentlichem Maße auszugleichen. Auch der erneute Vollzug eines „totalen Einsatzes“, mit all seinen Begleiterscheinungen und Ablenkungselementen, mußte nunmehr versagen. Denn einmal war der Kreis der Verschwörer in diesem Falle denn doch zu hoch und zu ausgedehnt, vor allem aber das Ansehen der beteiligten Generalität im Heere zu groß, als daß nicht insbesondere der tätliche Angriff dieser vom Nationalsozialismus selbst gehobenen Offiziere gegen die Spitze des Staates im Gefüge der Armee schwere Unsicherheit und nagende Zweifel hätte erwecken müssen. Zum andern aber war und ist nun aber gerade die Art der Sanktion geeignet, solche Regungen zu verstärken, jedenfalls durchaus ungeeignet, sie zu mildern, ja, sie mußte darüber hinaus immerhin ein ganz ordentliches Maß von Abscheu und Widerwillen verbreiten. So mag denn sein, daß der Nationalsozialismus, so sehr er bei früheren Gelegenheiten gegenüber eintretenden Zwischenfällen in der Regel durchaus mit der psychologisch am besten überdachten und damit richtigsten Reaktion vorging, angesichts diesen schwersten Schlages für den Augenblick die Beherrschung und damit die Fähigkeit zu zweckentsprechender Reaktion verlor — ein Ungemach, das sich umso schädlicher auswirken mußte, je tiefgreifender die psychologischen Auswirkungen des Attentates und der Verschwörung vor allem in der Armee in diesem Falle gewesen sein mußten.

Wahrscheinlich sind eben diese Auswirkungen des 20. Juli in der Ar-

me e weit schwerer gewesen, als dem Beobachter bis heute ersichtlich sein mag. Noch ist es nicht möglich, sich darüber ein einigermaßen klares Bild zu machen. Allein der beschleunigte Rückzug des Westheeres, die völlige Aufgabe zahlloser Positionen am Atlantikwall, ob sie gleich in Jahren vorbereitet und bis ins letzte ausgebaut worden waren, und damit die Aufgabe des gesamten französischen und belgischen, zum Teil auch holländischen Territoriums — das sind nun denn doch Dinge, die sich in solchem Ausmaß aus der Überlegenheit des alliierten Einsatzes allein nicht erklären lassen. Hier sprechen auch die verhältnismäßig hohen Gefangenenzahlen eine ziemlich schwere Sprache. Es ist deshalb sehr wohl möglich, daß der Einbruch in die moralische Standfestigkeit des Heeres unter den Auswirkungen des 20. Juli weit größer war, als man bisher anzunehmen schien. Auch das zähe Aussharren einzelner Stützpunkte bildet nicht einen unbedingt schlüssigen Gegenbeweis. Es ist aber, weitergehend, unlängst noch auf eine andere Möglichkeit verwiesen worden. Nicht ausgeschlossen erscheint, daß die Generalität des Reiches unter den Auswirkungen des Staatsstreiches und seiner Sanktionen am Ende eben doch zum Zuge gekommen ist — vielleicht ist ihr unter dem schweren Eindruck gelungen, was ihr bisher stets versagt blieb: die Führung des Reiches zur Annahme ihrer Pläne für die weitere Kriegführung und für die Liquidation dieses Krieges zu veranlassen. Wie und auf welche Weise dies geschehen wäre, mag dabei einstweilen offen bleiben. Allein es ist somit sehr wohl möglich, daß die nach dem Durchbruch von Granville vom 1. August 1944 vollzogene Entwicklung gar nicht ausschließlich auf die siegreiche Kriegführung alliierterseits, sondern ebenso auf den in der Folge deutscherseits gefaßten Entschluß zurückzuführen war, das deutsche Westheer an die Grenze des Reiches zu nehmen.

Man wird nach Betrachtung dieser verschiedenen Erwägungen vielleicht mit umso größerer Spannung den kommenden Dingen entgegensehen. Sollte tatsächlich die Generalität für einmal die Oberhand gewonnen haben, so wäre dies zwar für die Gesamtentwicklung des Krieges viel zu spät. Allein das Faktum erschiene immerhin geeignet, die weitere Entwicklung unter jenen bestimmten Vorzeichen betrachten zu lassen, die vielleicht doch eine kleine Hoffnung für das deutsche Volk aufkommen ließen. Andererseits aber wird man sich darüber im klaren sein, daß die führenden Kreise des Nationalsozialismus, wie auch die Dinge seit dem 20. Juli gelaufen sein mögen, im tiefsten Grunde nach wie vor entschlossen bleiben, ihre „historische Auffassungswiese“ durchzusetzen, die, in großen Zügen, etwa darauf beruht, daß das Tausendjährige Reich vielleicht eine kleine, in Beziehung auf den zeitlichen Gesamtbereich unwesentliche Unterbrechung und Beeinträchtigung erleiden müsse, daß es aber über kurz oder lang, um die Erfahrungen dieses Krieges bereichert, nach Beseitigung gewisser „Fehlerquellen“, seinen Weg wieder aufnehmen werde — und dies alles psychologisch damit zu untermauern, daß es nie und unter keinen Umständen sich zu einer Kapitulation bereitfinde. So wenig ein Zweifel darüber bestehen mag, daß eine solche Planung in ziemlich kurzer Frist in der Begegnung mit der Macht der Tatsachen in ihre künstlich zusammengesetzten Teile zersplittern wird, so sehr mag sie andererseits noch Gefahren und historische Sprünge besonderer Art bereit halten, vor allem aber noch weitere Opfer für das deutsche Volk, und gerade die

sind es, welche die Generalität, wie es scheint, heute, weil bei sachlicher Betrachtung als nutzlos und damit unbegründet erkannt, zu vermeiden entschlossen ist.

Gerade aus diesen Verhältnissen auch ergibt sich für die Schweiz die Aufgabe starker Wachsamkeit, ganz abgesehen von den schweren Spannungen der allgemeinen Kriegslage, die uns durch die andauernden Verletzungen unseres Hoheitsgebietes durch fremde Flieger, neuerdings durch Angriffe auf unsere Fliegerpatrouillen — eine gewisse Parallelerscheinung zum Juni 1940 — in hohem Maße gegenwärtig gemacht werden.

Zürich, den 11. September 1944.

Jann v. Sprecher.

Kulturelle Umschau

Die kritische Ausgabe des „Martin Salander“

Der neue, von Carl Helbling besorgte Band der kritischen-Keller-Ausgabe, der den „Martin Salander“ enthält (Verlag Benteli A.-G.), wird von Jonas Fränkel am Schluß seiner Schrift „Der neue Medius“ in einer Weise besprochen, die nicht unbeantwortet bleiben darf. Gerade die schärfsten Anklagen brauchen wir freilich nicht zurückzuweisen. Denn hier bleibt Fränkel — er weiß warum — dem Leser alle Beweise schuldig. Was er im übrigen vorbringt, sei in Ruhe, Punkt für Punkt, behandelt.

Fränkel tadelt zunächst die Länge von Helblings kritischem Apparat. Wer etwa das „Sinngedicht“ aufschlägt, bemerkt, daß Fränkels Anhang im Verhältnis zum Text genau so viel Platz beansprucht wie der Anhang Helblings. Worin besteht der Unterschied? Darin, daß, nach Fränkels Überzeugung, sein Anhang bedeutend ist, der Helblings dagegen „Stroh! Stroh!“. Als Stroh bezeichnet wird die genaue Entstehungsgeschichte des Romans und der Abdruck der Materialien, die Bächtold in seiner Biographie veröffentlicht hat. Doch jeder Leser und Fränkel selber weiß genau, daß Helbling dies alles mitzuteilen schuldig war. Und er teilt es in einer Weise mit, die, im Vergleich mit Fränkels Praxis, in jeder Hinsicht den Vorzug verdient: nämlich sauber gegliedert in „Entstehungsgeschichte“, „Die Vorarbeiten und Handschriften“, „Die Drucke“, „Die Textgestaltung“, während Fränkel in seinen Bänden — deren Wert aber nicht geleugnet sei — dem Leser die Übersicht erschwert und sich nie zu einer so klaren Ordnung durchzuarbeiten vermochte.

Die nächste Rüge betrifft den Abdruck eines Briefes, der Gottfried Keller in liebenswürdiger Form darauf aufmerksam macht, daß ihm an einer Stelle ein sprachlicher Irrtum unterlaufen sei. Man überzeuge sich (S. 480 der Helbling'schen Ausgabe), daß es sich wirklich um ein Versehen handelt, das im Zusammenhang sinnstörend wirkt. Helbling sah sich deshalb veranlaßt, den Satz zu korrigieren und im Anhang darüber Bericht zu erstatten. Fränkel aber bezichtigt den Herausgeber schulmeisterlicher Pedanterie und nennt dafür das Versehen Gottfried Kellers „spielende Grazie des Dichters“. Als Zeugen ruft er Keller selbst an, der den Briefschreiber keiner Antwort gewürdigt habe. Ob Keller geantwortet hat oder nicht, kann Fränkel aber gar nicht wissen. Helbling drückt sich vorsichtiger aus: „Eine Antwort auf das Schreiben liegt nicht vor.“

„Herr Helbling ist mit Kellers Prosa gar nicht zufrieden“, heißt es weiter; „der Schulmeister erteilt dem Meister Zensuren“. Das ist bewußte Irreführung. In Wahrheit handelt es sich hier um eine kurze Zusammenstellung von Unklarheiten und Unwahrheiten, die zeigen soll, daß Keller an einigen Stellen nicht zu